

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Opflegt das Heimgefühl in euren Kindern.
Den preis' ich glücklich, der an eignem Herb Genüge fand, und dem mit lautem Schlage Das Herz tief in der Brust klopfte, wenn ihm winkt Des festgebauten Hauses blanke Giebel;
Ihm wird das Kleinste lieb, weil sich um alles Dem Epheu gleich Erinnerung freundlich raut.
Opflegt das Heimgefühl in euren Kindern Und nährt in ihnen jenen stillen Sinn, Durch den das vielbewegte Menschenherz Zusammenwächst mit unscheinbaren Dingen, Mit Kleinigkeiten, die die Welt verachtet!
Es drängt und treibt der Geist der Zeit noch außen Und rastlos jagen viele durch die Welt, Nach neuen Reizen täglich neu verlangend, Und ehe sich das Herz erschloß zur Blüte, Verwelkt es kümmerlich in kalter Brust.
Wer heimlich sich in seinem Saute fühlte, Der fliegt nur gleich den Bienen in die Weite, Um Honig einzusammeln für die Zelle Und des erworbenen Schatzes sich zu freuen;
Auch wird nur der ein tüchtig Glied des Ganzen, Der seine Kräfte übt in kleinen Kreisen Und frei sich fügen lernt in enge Schranken.
Opflegt das Heimgefühl in euren Kindern! Der Tugend beste Pflanzstatt bleibt das Haus.

Blaue Rosen.

Humoreske von F. Farrow.
„Und dabei bleibst!“ sagte Tante Christine, indem sie mit der ihr eigenen Energie mit dem rechten Zeigefinger durch die Luft fuhr.
„Tantchen“, erwiderte Konrad, „streng Dich nicht an, Du weißt, wie bodig ich bin! Und außerdem ist es eine alte Erfahrung, daß junge Damen „weiß“ meinen, wenn sie „schwarz“ sagen.“
„So! Ach, was Du mir leid thust! Wo hast Du denn Deine große Erfahrung über das weibliche Geschlecht her?“
Konrad umfaßte die kleine, hagere Dame, was sie in Momenten des Zornes durchaus nicht vertragen konnte, und flüsterte:
„Tantchen — so was fragt man nicht!“
Darauf verließ er pfeifend das Zimmer. — Es war aber nur ein vergnügtes und durchaus kein verächtliches Pfeifen.
Tante Mißel sank auf einen Stuhl. „Dieses Gör!“ murmelte sie. „Dieses dreiste, grüne Ding!“ — Untersteht sich, mir Konkurrenz machen zu wollen — mir, die ich seit zwanzig Jahren auf der ganzen Welt gesiegt habe! Die ich mein Vermögen meinen Rollen verdanke! Und dagegen das junge, unerfahrene Geschöpf! Es ist zum Lachen!“
Sie lachte aber nicht. Erbstößt versetzte sie sich immer tiefer in den Gedanken, welche Unvorsichtigkeit doch dazu gehört habe, ihr zu treten!
„Meinen Kissen will sie heiraten! Aber mir will sie Konkurrenz machen! Da hört doch wirklich alles auf!“
Dies war das empörte Resümee, welches Tante Christine zu einer etwas vorläufigen Klugheit getrieben hatte. „Dabei bleibst!“ — Das bedeutete, daß Konrad, ihr Erbe, nicht Fräulein Käte Konrad Dorn heiraten dürfe. Unterdessen sah Käte Dorn garnicht weit davon in dem großen Wohnzimmer des Stadthausbesitzeres und fortirte Weißbrotbäcker.
Rosen und Veilchen waren ihre Spezialität. Und sie konnte mitreden, obwohl sie erst wenig über zwanzig Jahre alt war. — Hatte sie doch als modernes Weib ihren landwirtschaftlichen Beruf gründlich angefaßt und auf einer Gartenbauerschule zwei Jahre lang gelernt.
„Tantchen“, sagte sie freundlich zu dem berben, sonnenbrannten Herrn, der seinen Nachmittags-Kaffee trank. „Du wirst mir doch ganz bestimmt jetzt das zweite Treibhaus bauen? Ich muß es haben! Sonst wird die ganze Blumenzucht nichts Rationelles.“

„Um“, erwiderte Herr Dorn, „wenn Du mir so'n Plur vorsetzt wie dies Gebrauh hier, da brauche ich eigentlich nicht Treibhäuser zu bauen!“
Käte sprang auf und torkelte von dem Kaffee. — Er war ungewöhnlich stark.
„Unartiges Mädchen!“, sagte sie zärtlich. „Noch stärker triegst Du ihn nicht, basta! Du willst wohl durchaus einen Herzschlag bekommen?“
„Na“, erwiderte Herr Dorn, der vergnügt blinzelte, „das mit dem Herzgast, das ist doch bloß Gerede! Ich trinke nun schon dreißig Jahre lang starken Kaffee — das heißt, das was Ihr stark nennt; aber so wie in der Türkei schmeckt er doch nie. Und dort werden die Leute alle hundert Jahre alt.“
Käte war nicht dumm, und deshalb ging sie mit der größten Bereitwilligkeit immer wieder auf ihres Vaters Stedenpferd ein. — Er war einmal vor einem Menschenalter in Konstantinopel gewesen und sprach täglich davon.
„Weißt Du“, sagte sie, „eigentlich müßte ich dort auch einmal hin. — Rosen baut man doch dort meilenweit. — Ich würde mir einige hundert Stulertriebe mitbringen und dann Frau Mißel endgültig schlagen.“
„So? Ist das Dein Herzenswunsch?“
„Ich dachte, Du wolltest Konrad Mißel heiraten?“
„Will ich auch. — Aber deshalb mir Vorschriften machen lassen von seiner Frau Tante? Fällt mir gar nicht ein. Ich habe heute Malchen gesagt, daß ich jede Wette eingehe, auf der diesjährigen Ausstellung den Hauptpreis für Rosen zu bekommen. — Bisher hat sie doch alle die Frau Nachbarin eingeheimst.“
„Warum hast Du ihr das denn sagen lassen? So etwas thut man! Aber man sagt es nicht!“
„Tantchen, Du bist schrecklich gescheut. — Wenn ich schuldig bin, werde ich ebenso gescheut sein! Aber vorläufig ärgere ich mich noch manchmal und sage dann heraus, was ich denke.“
„Stelle Dir doch vor, daß mir Frau Mißel sagen lieh, ich möchte mir nur nicht einfallen lassen, sie „besiegen“ zu wollen! Das würde mir ja doch nie gelingen — meine ganze Gärtnerlei sei nichts als eine Spielerei! — Und im Vertrauen setze dann die freundliche Ueberbringerin der Botschaft — es war Malchen Müller — noch wonnegrimmend hinzu, daß Frau Mißel niemals die Heirat mit Konrad zugeben würde, wenn nicht zuvor verschiedene Himmel einstürzten!“
„Malchen Müller heißt, wie Du weißt, die Kreislatzke. Der mußst Du immer nur die Hälfte von dem glauben, was sie sagt. Frau Mißel ist ja nur neidisch.“
„Na ja, das ist es doch eben! Weil ich auf den letzten Ausstellungen ein paar Preise bekommen habe! Außerdem sieht sie, daß ich mit meiner Gärtnerlei Einnahmen erziele; das wurmt sie jedenfalls auch! Und Konrad weiß, was ich geantwortet habe.“
„Was hast Du denn geantwortet?“
„Ich habe ihr sagen lassen, eine bloße „Spielerei“ brauche sie doch nicht zu fürchten. Und ich würde ihr beweisen, daß ich im Juni den ersten Preis bekommen würde, — deshalb bin ich ja so ängstlich wegen des Wetters, Tantchen!“
„Hättest Du nicht gepfeift, so brauchtest Du keine Angst zu haben. Natürlich hat auch Malchen dreimal so viel bestellt, wie Du gesagt hast. — Na — sieh zu, wie Du aus der Klemme kommst! Es ist kein gutes Rosenjahr, soviel ich merke. — Worauf pockst Du eigentlich mit dem ersten Preise?“
„Ich will grüne Rosen ausstellen. — Grasgrüne Rosen.“
„Pfui Deibel!“ sagte Herr Dorn. „Tantchen, bei Prämierungen kommt es nicht auf die Schönheit an, sondern auf die Außerordentlichkeit.“
„So — Dann will ich doch auf die nächste Mastviehausstellung einen Ochsen schicken, der anstatt Fett lauter Knochen hat! Das ist dann auch außerordentlich!“
Käte lachte, aber sie antwortete nicht. — In Wirklichkeit machte ihr diese Juni-Ausstellung schwere Sorgen. Das war noch reichlich früh für Rosen, und doch mußte sie, daß Frau Mißel jedes Jahr die Weibchen und Preise dafür eintrug. Ihre Gärten waren alle nach Süden gelegen, und mannschöne Hecken schützten sie gegen Wind. Da war es kein Kunststück, Schnittrosen zu züchten! Käte's Gärten lagen mehr nach Westen, und die Schuttheden waren noch nicht sehr hoch, da sie erst vier Jahre standen.

Uebrigens hätte sich Käte nicht zu einer so vorläufigen Rede hinreißen lassen, wenn nicht Malchen Müller ihr angedeutet hätte, daß Frau Mißel auf einer „Partie“ für Konrad bestände. — Eine „Partie“, so ungefähr wie Malchen selbst! Diese war laufend Morgen Weizenboden, fünfzig Stück Milchvieh und ungezählte Goldstücke. — Daß sie ein bißchen stark in die Saat geschossen und ganz entschuldig klatschfüchtig war, das kam nicht in Betracht.
Die nächsten Wochen brachte Käte in wachsender Aufregung zu. Konrad, mit dem sie nicht regelrecht verlobt war, der aber mit einer Sicherheit ohnegleichen stets erklärte, er werde Dorn's Rätchen heiraten, wurde in dieser Zeit von ihr schlecht behandelt, obgleich er doch ganz unerschuldig an Tante Mißel's Spizen Neben war.
Unverdroffen kam er aber trotzdem jeden Mittwoch und Sonnabend weiter nach dem Stadthaus — er hatte genau eine Viertelstunde zu gehen — und netzte Käte, die über ihren Rosenföndchen, wie er sagte, „brütete.“
Sie waren Nachbarskinder und buzten sich noch seit der Kinderzeit. — Auch hatte er sie von jeder gern ein wenig aufgezogen; er behauptete, darin zeige sich die wahre Liebe.
„Käte“, sagte er, „ich bin Chemiker, ich kann Dir vielleicht einen Rath geben — Landwirthschaft ohne Chemie giebt es doch nicht. — Verrathe mir doch, was Du eigentlich ausstellen willst.“
„Rosen“, erwiderte sie kurz.
„Na ja, das weiß ich ja. — Was denn für welche? Vielleicht welche ohne Dornen? So, wie Du — keine bist?“
„Bab, die giebt es längst! Ich will etwas Neues bringen! Ich weiß, daß die Jury dafür die ersten Preise giebt.“
„Ach so! Vielleicht farbige Rosen? Gestreifte giebt es doch auch längst.“
„Er lachte sie dabei so lustig an, daß sie wider Willen mitlachen mußte. Dann seufzte sie:
„Ich will es Dir gestehen, wenn Du es nicht Deinem Drachen von Tante verräthst. — Grüne Rosen will ich bringen.“
„Grüne? — Hast Du das schon gemeldet?“
„Jetzt im Mai? Ich werde mich hüten! Ich muß doch erst sehen, ob es gelungen ist. — Wenn ich nicht siege, Konrad — dann — dann —“
„Dann heirathe ich Wilchen Müller“, versetzte er ernsthaft. „Und spät ein, daß Du ohne meinen Beistand nicht siegen kannst.“
Entrüstet gab sie ihm einen Klaps, denn er war ihr unnötig nahe gekommen, während seine Augen immer mehr lachten.
„Das wäre ja noch schöner!“ rief sie aus. „Bistest Du Dir ein, ich kann nicht ganz allein durchsehen, was ich mir vorgenommen habe? — Und daß ich sitzen bleibe, wenn Du Malchen Müller nimmst? — Haha!“
Es klang wie ein schlechtes Bühnensachen, was sie da eben laut werden ließ. — Aber er fuhr ungehört fort:
„Die Sache ist ziemlich ernst, Käte. Die Tante würde unerbittlich bleiben, wenn sie sich nicht selbst gebunden hätte. — Sie hat mir nämlich in Troy und Hohn erklärt, wenn Dir das gelänge, daß Du sie mit den Rosen „schlägst“, wenn Du den ersten Preis für Schnittrosen bekommst, dann würde sofort meine Verlobung mit Dir verfallend, und sie zahlte mir dreißigtausend Mark auf den Tisch, damit ich die kleine chemische Fabrik anfangen kann, die ich plane. — Verlierst Du bei dieser Konkurrenz, dann hält sie ihr Wort aber ebenso sicher, und sie hat mir versichert, daß ich keinen Heller von ihr bekomme, falls ich es mir einfallen ließe, mich trotzdem mit Dir zu verloben.“
Käte stampfte mit dem Fuße auf; nur wenig, aber sie stampfte doch.
„Und ich werde gar nicht gefragt? Ich werde bloß so einfach — genommen? — Bist Du denn rein übergeschnappt?“
„Ach bewahre, aber ich weiß ja doch, daß Du mich nimmst! Rätchen, gib mir einen Kuß!“
Dabei hatte er sie aber schon so fest in seine Arme geschlossen, daß es kein Entrinnen gab. — Vielleicht war es auch nicht der erste Kuß, den er sich raubte. — Jedenfalls sträubte sich Käte nicht lange, und der Friede zwischen ihnen war geschlossen.
„Grüne Rosen“, das hatte sie ihm anvertraut. Grüne Rose sollten es werden. Er hatte den Kopf dazu geschüttelt und ihr gerathen, keine Farbe zu nennen; wenn es nun doch kein Grün wurde! — Aber etwas Un-

gewöhnliches mußte es werden, so viel stand auch bei ihm fest.
Der Mai verging, der Juni brach an, und Käte sah mit Sorgen und Schmerzen, daß ihre erwarteten grünen Sprößlinge — einfach weiß wurden.
Sie war außer sich!
Ein solcher Mißerfolg aller ihrer Mühen! — Mit weißen Rosen konnte sie doch im Leben nicht die Tante aus dem Felde schlagen!
Eines Tages fand Konrad sie in Thränen. — Er war nichts weniger als großmüthig, denn er sagte: „Siehste!“ zu ihr. Dann fuhr er fort: „Käte, willst Du in Deinem ganzen Leben nie wieder behaupten, daß Du ohne meinen Schutz und Hilfe auskommen kannst, so will ich Dich retten.“
Sie blickte auf, mit rothen Augen und rothem Näschen und nicht kleinlaut.
„Na gut!“ sprach er mit plötzlich großmüthiger Miene. „Dann kümmer Dich um gar nichts. In vierzehn Tagen hast Du Deine Siegespalme.“
In der allerfrühesten Abenddämmerung und der allerfrühesten Morgen-dämmerung hätte man fortan zuweilen Konrad Mißel in Kätes Rosen-Anlagen erblicken können, wo er doch rein gar nichts zu suchen hatte.
Man sah ihn aber nicht.
Und der Tag der Ausstellung nahte, und auf dem Stande von Fräulein Käte Dorn lagen — kornblaue Rosen.
Sie bildeten den „Clou“ der Ausstellung.
Sie waren mehr sonderbar als schön, aber sie hatten eine prachtvolle Form und einen eigenthümlichen Duft, der ein wenig an Lavendel erinnerte. „Famos!“ sagten die Preisrichter. „Von dieser Rosenzüchterin können wir noch Großes erwarten! Sie bekommt die goldene Palme.“
Die goldene Palme, das war der erste Preis! — Außerdem war es eine sehr hübsche Brosche.
Herr Dorn stand neben seine trahlenden Tochter vor dem Stande und sagt mit Stentorstimme:
„Na, Käte, ich denke, es sollten grüne Rosen ...“
„Schwiegermutter“, flüsterte Konrad, der ihn heftig in den Arm geschnitten hatte, „so etwas sagt man doch nicht!“
Niemand erfuhr, welche chemischen Wunder hier gewirkt hatten. — Die Rosen standen blau am Stamme, davon konnte sich selbst Tante Mißel überzeugen, die, ob sie wollte oder nicht, die Waffen strecken mußte.
Es gab Verlobung, Verheirathung, äußerste Neugierde der Tante über das Verfahren, vermittelte dessen man blaue Rosen erzielte, und eine Andeutung Vater Dorn's, daß man in der Türkei immer blaue Rosen züchte.
Erst nach zwei Jahren ahnte die Tante den Zusammenhang. Denn zu dieser Zeit wurde in der chemischen Fabrik von Konrad ein unfehlbares Mittel angefertigt, um Blumen von der Wurzel aus blau zu färben.
Sie war aber klug, die Tante, und sagte kein Wort. Und Käte hatte ihr ganzes Herz gewonnen, indem sie die Rosenzucht aufgegeben und erklärt hatte, eine verheiratete Frau und Mutter habe ganz anderes zu thun.
Und damit hatte sie ja schließlich auch recht.

Bilderschwindel in Paris.

Kürzlich wurde dem Louvre die berühmte Gemäldesammlung des verstorbenen Pariser Erzmillionärs Chauchard einverleibt und das französische Nationalmuseum dadurch um ein paar Dutzend Meisterwerke der Schule von 1830 bereichert, vor allem um eine Reihe klassischer Schöpfungen von Millet, Corot, Diaz. Um diesen Preis muß der Staat, der sich die Schenkung durch Verleihung des höchsten Grades der Ehrenlegion an den sonst in keiner Weise verdienstvollen Krösus erwarb, auch ein paar Dutzend höchst minderwertiger Leinwände, die zur gängigen Marktware im Bücherhandel der Seinestadt zählen, wohl oder übel in den Kauf nehmen, so wenig sie der Bedeutung eines Museums vom Range des Louvre anstehen mögen. Geschenkt ist geschenkt. — Und leider war der Mäcen Chauchard größerer Sachkenner auf dem Gebiete von Wätsche, Wodertiteln, Konfession, wodurch er zu seinem Riesenschatz gelangt war, als auf dem Felde der Kunst, wo es für ihn nur ein einziger Maßstab zur Werthung gab; den der Kostspieligkeit. Die großen Kunstwerke, die den eigentlichen Werth jener Galerie allein ausmachen, waren nie hineingerathen,

hätte nicht das ungeheure Gebot anderer Liebhaber den Ehrgeiz eines Chauchard gereizt. Den Angelus Millets, der jahrelang zu bescheidenem Preise von Hand zu Hand ging, kaufte er erst, als durch amerikanischen Wettbewerb das Angebot die damals ungeheure Summe von 850,000 Franken erreichte hatte. Kurz, Chauchard war so recht, was der Wiener eine Wurgen nennt, und die Pariser Kunsthändler wären schlechte Geschäftsleute gewesen, wenn sie diese schätzenswerthe Eigenschaft nicht nach Leibesträften ausgenutzt hätten. Sie überredeten ihn zu fortwährenden Umänderungen, Verkäufen, Neuanfassungen für seine Galerie und brachten dabei reichlich ihr Schäfchen ins Trockene. Und da der Mäcen einen ausserlesen schlechten Geschmack besaß, wäre auf diese Weise eine wahre Schredensammer zusammengekommen, hätte Chauchard nicht glücklicherweise einige sachverständige Freunde besessen. Ihrem Rathe ist es zu danken, daß die Schenkung Chauchard's den Louvre thatsächlich bereicherte.
Es war auch ein reiner Glückszufall, daß Chauchard, dessen Parvenüselte sich so leicht durch jeden äußeren Glanz betören ließ, nicht einem Gläubiger von der Art des Grafen d'Albby, Erprinzen von Bootghetto und Lusignan in die Hände fiel, der gegenwärtig vor der Strafammer von Tours zur Erbeiterung des Kriminalpublikums und aller Zeitungsleser sich dafür redfertigen muß, der reichen Amerikanerin Mißes Paine seine wohl assortierte Bildergalerie von mehr oder minder guten Fälschungen als echte Millros, Tizians, Rubens usw. für schmerz Geld aufgehängt zu haben. Ein in seiner Art vollkommenes Exemplar des Bilderschwindlers, dieser Graf d'Albby. — Höchstens die wunderbar geschmiedete Kleidung des foretten und eleganten Gentleman auf der Anklagebank könnte andeuten, daß sein Erzeuger der Herrenkonfektion angehört. Erlich war wohl auch des Pseudografen schier pathologische Liebhaberei für pomphafte Phantastieolüste. So hatte er sich ein wunderbares Kostüm eines Ritters vom Melusinerorden zusammengesponnen, mit dem er sogar auf einem der Subskriptionsbälle im Chisee paradierte. Seine Seele war durchaus durchdrungen von der Wahrheit des Wortes „Kleider machen Leute!“ Und diese Ueberzeugung hat ihn ja auch nicht getäuscht. Die vollendete Außen-seite des Grafen d'Albby, sein weltmännlich-sicheres Auftreten, dem als pikante Würze etwas sentimentale Künstlerpose beigelegt war, konnte den beabsichtigten Eindruck auf die Amerikanerin und ihren Gatten, nicht verfehlen, denn die sonst im Geschäftsleben so geizigen Ueberseer erschienen entzückend naiv, wenn sie einem kontinentalen Hochstapler von großem Wesen und klingendem alten Namen in die Hände gerathen. Wie konnte man an der Echtheit eines Grafen zweifeln, der mit so einträubendem Verständniß über Kunst zu plaudern wußte, dessen Schloß in der Touraine von Ahnenbildern und Meisterwerken mit den Namen eines Correggio, van Dyk, Tizian, Lorgulliere, Grenze usw. nur so wimmelte, und der die wahrhaft vornehme Uneigennützigkeit besaß, seinen nach Kunstbesitz lüfternen Freunden diese unbezahlbaren Schätze für einen Pappentheil hinzugeben. Denn was sind 40,000 Franken Jahresrente, die sich der Graf als Gegenleistung ausbedung, angesichts jener Schätze, die den Direktor des Louvre und der Galerie Pitti neidisch machen könnten?
Graf d'Albby ging in seinen Freundschaftsbeweisen noch weiter. Er besorgte den Jantees auch echte alte Möbel in vorzüglicher Nachahmung, als sie sich dauernd in Europa niederlassen wollten, und schließlich wurde er sogar zu ihrem Weinlieferanten. Das war sein Unglück. Denn erst da merkte es die Freunde, daß sie es mit einem Fälscher zu thun hatten, und wurden ungemächlich. Die Folge ist dieser merkwürdige Prozeß gegen den Melusiner, der leider seine hohe Abkunft von dem Kreuzzugehören Welt der Lusignan mit keinem Schriftstück glaubhaft zu machen vermochte, seine Handlungsweise gegenüber den Amerikanern aber damit zu rechtfertigen suchte, daß er ihrer Doll. notwendig bedurfte, um der Welt ein musikalisches Meisterwerk, eine Oper von unerhörter Schönheit, zu schenken. Es ist ein Jammer, daß diesem Talente nur die Schwingen gebrochen werden sollen, bloß weil die Meisterwerke der Galerie Paine nicht ganz echt sind.
Eine der blühendsten Industrien der französischen Metropole, der Bilderschwindel, worin es zahlreiche begabte Persönlichkeiten zu Meisterschaft an-

sehen und Reichthum gebracht haben, müßte kurzerhand liquidieren, wollte die angenehme Kundtschaft von jenseits des großen Ozeans erst anfangen, wirkliche Urprungszeugnisse für die erworbenen Schätze zu fordern. Bis jetzt hatte man sich mit Recht begnügt, einen großen Namen mit exorbitantem Preise bezahlt zu haben. Möchte der Carot, den man für eine halbe Million erworben hatte, auch in Wahrheit von Trouillebert gemalt sein: was that das zur Sache? Weder Besitzer noch Besucher hätten zwischen den beiden ja irgend einen Unterschied festzustellen vermocht.
Die Unterschiede sind, dank der Kunst, die auf das Fälschungsgewerbe verwandt wird, oft in der That so fein, daß selbst in Europa die Kenner häufig genug grimmig getäuscht werden. Zwischen Käufern und Verkäufern herrscht der gleiche auf immer größere Vervollkommnung der Kampfmittel zielende Krieg wie in der Industrie der Kanonen und Panzerplatten. Je raffinierter sich die Methoden des Ertennens gestalten, um so schlauber geht der Fälschungskünstler zu Werke, und vom rein technischen Standpunkte ist es oft eine wahre Lust, seine verfeinerten Methoden zu verfolgen, sowohl in der Herstellung des Werkes wie in der Art und Weise, in der es an die „Wurgen“ abgesetzt wird. Der im Prozeß gegen den Melusiner Ritter vernommene Sachverständige, der Maler Carier-Belleuse erklärt selbst, daß in der Galerie der Mrs. Paine sich eine Anzahl trefflich gelungener Fälschungen befinden, und er weiß selbst manches Stücklein von der Verschlagenheit ihrer Urheber und Helfershelfer zu berichten. So erzählt er, daß ein ihm bekannter Bilderhändler dreimal die gleiche Galerie von Meisterwerken erneuert ließ und immer wieder dafür einen Käufer fand. Desgleichen berichtet er, daß ein von gleichen Schwindlern hineingelegter Betannter diese aufforderte, die gefälschte Waare anverweiltig unterzubringen und ihm daraus 25,000 Franken als Schadenersatz zu entrichten. Nach kurzer Weile kehrten die Händler wieder und zahlten ihm schamzuletzt die 25,000 Franken aus. Sie hatten 50,000 Franken aus den Fälschungen gelöst! Und alle Welt war zufriedener.
Der Melusiner Ritter und seinesgleichen dürfen sich als Vollstrecker eines Schicksalswillens betrachten und deshalb mit Zug auf die Milde der Richter Anspruch machen, wie sie auch der nachsichtigen Sympathie des Publikums gewiß sind. Verlassen sie ihm doch die reinste aller Freuden — die Schadenfreude.
Seine seltsame Lehre.
In der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins lesen wir: Ein preussischer Amtsrichter, nach einem anderen Orte versetzt, giebt seine Befuchstare ab, und darauf steht unter Namen und Amtsbezeichnung, wobei auch der Lieutenant der Landwehr nicht fehlt, die Abürzung p. p. c. Er erhielt darauf folgende Antwort, die vielleicht auch anderen Einbern dieser Art gelegentlich zu Herzen gehen wird:
„Ich las Deine Karte mit tiefem Weh: Ein deutscher Richter und — p. p. c.? Ein deutscher Richter, ein deutscher Soldat?“
O daß Dich gereue die Greuelthat,
O daß Du Dich endlich möchtest bequemen,
Von solcher Unflut „Abschied zu nehmen“,
Die der Muttersprache, der trauten, verläßt! —
„Gedenke, daß Du ein Deutscher bist!“
In der Komödie des Lebens ist die Freundschaft eine Kullifenswand; wenn man sich daran anlehnt, fällt sie um.
Es gibt nichts Dummes in der Welt, das nicht schon einmal dagewesen wäre, und nichts, das sich nicht gelegentlich wiederholen wird.
Gehören den verheirateten Frauen ihre Kleider? möchte eine Suffragette wissen. Das kommt darauf an, ob sie bezahlt sind oder nicht; sehr oft sind sie es nicht.
Jedes echte Glück genießen wir dreimal; in der Erwartung, in der Wahrheit und in der Erinnerung.
Wir werden alle in der Jugend mit so viel dummen Illusionen vollgepfropft, daß das Leben nicht ausreicht, sie wieder los zu werden.
Die Nervosität wird von vielen Leuten als Privilegium betrachtet, den anderen Leuten unangenehm zu werden.